

Für unsere Kinder

Nr. 12 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1909

Inhaltsverzeichnis: Strenge Barmherzigkeit. Von Abraham Emanuel Fröhlich. (Gedicht.) — Einer, der stark werden wollte. Von Rob. Grödysh. — Am Fuchsbau. Von einem westfälischen Arbeiter. — Schwere Pflicht. Von G. W. (Gedicht.) — Die Korallen. Von Karl Ewald. (Fortsetzung.) — Die Prinzessin, die immer das letzte Wort haben wollte. — Hör zu! (Gedicht.)

Strenge Barmherzigkeit.

Von Abraham Emanuel Fröhlich.*

Das Tal schreit auf zum Föhn:
„Was wirft dein wild Gestöhn
Lawinen ab den Höhen,
Die Bäche zu empören,
Die Matten zu zerstören?
Kannst du denn nicht gelind
Den Winterschnee zertauen?“

„Nein,“ ruft der Frühlingswind,
„Tief liegen noch die grauen
Schneewolken in dem Land;
Groß ist der Widerstand,
Mit dem die Norde kämpfen.
Wollt' ich sie gütlich dämpfen,
Und sollte nur gemacht,
Tropfweise nach und nach
Der Schnee geschmolzen werden,
Würd's maien nicht auf Erden.
Des Kampfsgetümmels Spuren
Deck' ich mit grünen Fluren!“

○ ○ ○

Einer, der stark werden wollte.

Mlois Steinbeiß hatte wirklich kein angenehmes Los. Vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung mußte er an einer hohen Steinwand sitzen und mit Häufler und Meißel Steine losbrechen. Und wenn die Sonne sich wieder nach Westen hinuntersenkte, wurde Mlois Steinbeiß meist so müde und schwach, daß ihm sein eisernes Werkzeug aus der entkräfteten Hand sank.

* Der Schweizer Dichter Fröhlich lebte von 1796 bis 1865.

Niedergeschlagen machte er sich allabendlich auf den Heimweg und fürchtete sich vor den Anstrengungen des nächsten Tages. Manchmal auch klagte er leise seines Wegs dahin: „Wenn ich nur wüßte, wie ich stark werden könnte!“

Und als er eines Abends so jammernd mit matten, trummen Gliedern nach seiner Wohnung wankte, sah er am Waldestrand unter Erlengebüsch einen Menschen liegen, der war groß, rund und besaß volle, breite Schultern. — Wenn ich werden könnte wie der, dachte Mlois, und stieß den Schlummernden leicht mit dem Fuße.

„Oooaaäh,“ gähnte der Dicke unheimlich, verzog den breiten Mund und lallte: „Laßt mich schlafen, Kreuzteufel noch einmal!“ — Mlois jedoch gab keine Ruhe, sondern schrie dem Dicken ins Ohr: „Sag' mir, wie ich so stark werden kann, wie du bist!“ — „Oooaaäh! Schlafen, schlafen,“ meinte der faul, drehte sich auf die andere Seite und schnarchte, daß die Erlen zitterten.

Mlois ging erleichtert nach Hause und schlief seit diesem Begebnis, wann immer er konnte. Er dehnte sich oft daheim noch auf dem Strohsack, wenn andere Leute sich bereits das Mittagessen erarbeitet hatten. Oder während der Arbeit legte er plötzlich das Werkzeug beiseite, streckte sich auf die Steine und schlief. Er wurde dicker, runder und konnte die Arbeits hose bald nicht mehr über dem Bauche zuknöpfen, — aber kräftiger wurde er trotz allem nicht. Der Steinhausen, den er täglich von der Wand zu brechen hatte, wurde immer kleiner, die Steinstücke wurden immer winziger. Herr Steinbruch, bei dem Mlois in Lohn stand, sagte deshalb einmal vorwurfsvoll: „Aber Steinbeiß! Jetzt hauen Sie ja täglich gar nur eine Viertelwagenladung von der Wand!“

Als Mlois einige Stunden später mit betäubt hängendem Kopfe nach Hause ging, gewahrte er einen Mann, der mit vorgestrecktem Leib einen schweren Wagen die Landstraße entlang zog. — „Hör mal,“ sprach Mlois den an, „sag' mir, wie ich so stark werden kann, wie du bist.“

Da hielt der Mann im Ziehen inne, setzte sich auf die Wagendeichsel, hob seine rote Nase schmunzelnd in die Luft, zog ein gefülltes

Fläschchen aus der Jactentasche, rieb den Kork am Flaschenbauch, daß es zwitscherte, tat einen tiefen Schluck und krächte: „Aaaaah! So'n Tröpfchen Brantwein macht Courage.“

Ja natürlich, n' bißchen flüssiges Feuer hat mir schon immer gesehlt, dachte Moïz, ging mit tröstlichen Gedanken nach Hause und schleppte von nun an immer eine mit Brantwein gefüllte, breitbauchige Flasche im Jactett herum. Wenn ihm das Arbeiten sauer wurde, ließ er den Kork an der Flasche zwitschern, trank einen tiefen Schluck, tat einige Duzend Hammerschläge, trank noch einen Schluck — bis es ihm in den Armen leicht und kribblig wurde. Und jeder Schluck trieb Moïz ein paar verdrießliche Gedanken aus dem Kopfe. Wenn jedoch die Flasche geleert war, schaukelte der gedankenarme Kopf willenlos hin und her, als gehöre er ihm gar nicht mehr.

Stärker wurde Moïz nicht. Im Gegentheil! Schon wenn er morgens mit der Flasche in der Tasche zur Steinwand emporstieg, zitterten seine Knie, noch ehe die Arbeit begonnen hatte. Ebenso zitterten die Hände, fuhrn zitternd in den Rock, holten die Flasche zutage, ließen den Kork zwitschern, immer wieder zwitschern und vergaßen die Arbeit.

Und einmal, als nach manchem Schluck der Kopf auf dem Halse rollte und der rechte Arm wacklig mit dem Hammer auf und nieder ging, fuhr Moïz empor, als habe ihn eine Wespe gestochen. Fuchsteufelswild schrie er seinen Hammer an: „Auf den Weißel sollst du sausen, nicht auf meine Finger.“ Er klemmte die eine Hand zwischen die Beine, drehte sich im Kreise und jammerte: „Autsch! Meine Finger! Meine Finger!“

Weil aber die gehämmerten Finger trotz des Gejamers weiter schmerzten, wurde Moïz von einer solch rasenden Wut erfaßt, daß er den Hammer weit fortschleuderte, die Flasche grimmig wie einen Revolver aus der Tasche zog, den Brantwein in den Hals laufen ließ und dann fortwankte, immer fort, bis er in einen Straßengraben rutschte, in dem er wie ein Sack umfiel. . . .

Die Sonne, die bereits am Horizont nieder ging, guckte noch einmal hinter einer Wolke hervor, sah den betrunkenen Tropf und sank derb lachend im Westen unter.

Als Moïz die Augen wieder aufschlug, war's taghell. Der Kopf hing ihm schwer im Nacken, und der Körper würde sicher nicht so hurtig in die Höhe geschossen sein, wenn nicht ein

heißer Schreck durch alle Glieder gezuckt wäre. Halb aufgerichtet starrte der ernüchterte Steinbeiß umher und wollte sich die Augen aus dem Kopfe wundern: er befand sich in einem kalten, viereckigen Raum mit kleinen vergitterten Fenstern. Und inmitten des Raumes stand ein Mann, aber nicht auf den Beinen, wie andere Menschen, sondern auf den Händen! — den Kopf nach unten! Dann machte der komische Kauz ganz unvermutet in der Luft einen Wuppdich und kam straff, hoch aufgerichtet auf beide Beine zu stehen!

„O jemine, wo bin ich denn hing geraten?“ fragte Moïz klagend und verwundert.

„Ins Gefängnis,“ sagte der andere und schickte sich wieder an, einen verwegenen Sprung zu machen.

„Ja, aber warum bin ich hier, und warum bist du hier?“ frug Moïz ängstlich und setzte sich in eine Ecke, weil der andere so tolle Sprünge machte, als wolle er die Wände emporlaufen.

„Du bist hier, weil du jedenfalls in der Nacht betrunken herumgelungert bist. Riechst ja nach Schnaps, wie 'ne ungestöpselte Kognakflasche,“ antwortete der andere verächtlich, stellte sich auf den Kopf, umlugelte sich blitzschnell, richtete sich dicht vor Moïz hoch auf und erklärte weiter: „Ich aber bin hier, weil vier Betrunkene eine Kasse mißhandelten, und weil ich einen hernahm und die anderen damit verprügelte, daß sie Hilfe schrien!“

Moïz drückte sich noch schüchtern in seine Ecke und bat: „Sage mir, was ich tun soll, um so stark zu werden, wie du bist.“

Der andere streckte die Fäuste vor, machte Kniebeuge und antwortete zwischen jedem Auf und Nieder: „Sprünge in die Luft — Waldluft in die Nase — Wurst in den Magen!“

Moïz hätte die Ratschläge gern noch länger angehört, denn namentlich das Wursteissen stellte er sich nicht so schwer vor. Aber plötzlich quiettschte die Türe, und ein Mann in blauem Polizeikittel schnarrte: „Ausgeschlafen, Moïz Steinbeiß? Na, dann trolle dich wieder!“

Die Sonne jagte gerade den Morgennebel von dannen, als Moïz zu seiner Steinwand emporstieg. Herr Steinbruch spazierte oben bereits um einen sehr kleinen Steinhaufen herum und wollte Moïz gleich mit einem Tadel Gutenmorgen sagen. Aber Moïz ging auf den Westflügel der Steinwand zu und sagte entrüstet: „Wenn ich Ihnen größere Haufen brechen soll, muß ich mehr Sprünge in die

Luft machen, mehr Waldluft in die Nase ziehen und mehr Wurst in den Magen bekommen."

"Waaaas?" frug Herr Steinbruch ärgerlich und hielt erschrocken seine Hand auf die Tasche, in der das Portemonnaie steckte, "fehlt vielleicht noch etwas?"

"Ne, bloß mehr freie Zeit und mehr Lohn," sagte Alois unerschütterlich, zog aus der Rocktasche eine Flasche und warf sie gegen die Steine, daß die gläserne Gifthülle in tausend Scherben zersprang.

Heute fällt Alois Steinbeiß nicht mehr bei der Arbeit um. Wie ein riesiger Specht sitzt er vom Morgen bis zum späten Nachmittag an der Steinwand und hämmert, daß jeder Schlag wie ein derber Arbeitsgruß schallend zur Straße hinunter dringt. Und fragt man ihn: "Sage mir, warum du jetzt so stark bist," — so gibt er pfiffig zur Antwort: "Weil mir Herr Steinbruch jetzt mehr Lohn zahlen und mehr freie Zeit lassen muß. Sprünge in die Luft — Wurst in den Magen — Waldluft in die Nase!"

Die in der Nähe der Steinwand wohnenden Leute aber schlagen oft erstaunt die Hände über dem Kopfe zusammen, denn Alois bricht immer größere, riesigere Steinstücke von der Wand, und aus dem Bruchhaufen, den ein Fuhrmann gewöhnlich nachmittags von dannen fahren muß, türmen sich die Niesenblöcke ungeheuerlich wie Zyllopentrümmern.

Robert Grösch.

o o o

Am Fuchsbau.

"Seht, wie der Schnee dort oben auf den Tannen schimmert," sagte der elfjährige Heinrich, der mit seinem Vater und seiner kleinen Schwester Else einen Ausflug ins nahe Gebirge machte, um einen Fuchsbau aufzujuchen.

"Ja," versetzte der Vater, "wenn sich die Tannen unter der Last des Schnees beugen, so ist das ein wunderschöner Anblick. Aber der Schnee, der gestern gefallen ist, wird bald verschwunden sein, dort auf jener Seite hat er bereits der Sonne weichen müssen. Doch vorwärts, Kinder, zu den Fuchshöhlen, die ich euch zeigen wollte."

Die drei schritten so rüstig aus, als Klein-Elchen vorwärts konnte. Ihr Weg führte sie zunächst durch einen Bestand von Eichen, die ihre knorrigen Äste kahl und trozig in die Luft reckten.

"Seht ihr etwas an dieser dicken Eiche da?" fragte der Vater nach einiger Zeit. Weder Heinrich noch die kleine Else konnten an dem Baum etwas Besonderes entdecken. Der Vater aber wies auf eine Anzahl runder Löcher im Stamm der Eiche hin. "Wißt ihr nicht, was für Löcher das sind? Nein? Ich will es euch erklären. Aufgepaßt! Vom Meister Hämmerlein habt ihr gewiß schon in der Schule gehört oder gelesen. Meister Hämmerlein, der Specht, ist von verschiedener Größe und trägt verschiedenfarbige Röcke. Es gibt Schwarzspechte, Grauspechte, Grünspechte und andere. Die Spechte haben einen sehr kräftigen Schnabel. Das ist der Hammer, mit dem sie an die Bäume klopfen, die Art, mit der sie Löcher in diese hauen. Denkt ihr etwa, die Vögel täten das nur zu ihrem Zeitvertreib? Ganz und gar nicht! Verschiedene Insekten legen ihre Eier in die Ritze der Baumrinde; diese Eier entwickeln sich zu Larven, die sich tief in die Rinde bohren und dadurch diese wie das Holz mürbe machen. Von diesen Larven nähren sich die Spechte hauptsächlich. Wenn ein Specht durch sein Hämmern und Klopfen eine mürbe Stelle im Stamm entdeckt hat, so hackt er mit seinem Schnabel so lange darauf ein, bis er die unter der Rinde hausenden Larven findet. Die läßt er sich schmecken. Um zu dem Tischlein zu kommen, das für ihn gedeckt ist, muß er oft tiefe Löcher in die Bäume hauen. Und damit zimmert er manchmal schon an seinem Hause. Tiefgebohrte Löcher werden nämlich von den Spechten ausgebaut und als Nistplätze benutzt. Auch andere Vögel, wie zum Beispiel Stare, machen es sich zur Nistzeit in solchen Höhlen bequem, welche die Spechte gehauen haben. Doch genug vom Meister Hämmerlein! Wir nähern uns dem Fuchsbau, da laßt uns hübsch achtgeben!"

Die Kinder guckten begierig nach rechts und links, konnten aber nichts erspähen. "Wir wollen den Fuchs rufen," sagte Else und begann zu singen: "Fuchs, du hast die Gans gestohlen!" Heinrich wollte das Lied anstimmen: "Winter ade! Scheiden tut weh." Aber als die Schwester erklärte, sie könne das noch nicht singen, gab er nach. Bald klang es hell durch den Wald:

Fuchs, du hast die Gans gestohlen,
Sib sie wieder her,
Sonst wird dich der Jäger holen
Mit dem Schießgewehr.

"Das gefällt mir, daß ihr so hübsch singen könnt," meinte der Vater, als das Lied zu

Ende war. „Wir sind nun an Ort und Stelle.“

„Wo ist der Fuchsbau?“ riefen die Kinder wie aus einem Munde.

„Sachte,“ antwortete der Vater. „Ihr seht da den Erdbügel? Und da den anderen und dort einen dritten? Sie stammen von einem alten Bau her.“

„Wie tannst du das wissen, Vater?“ fragte Heinrich.

„Denkt einmal nach,“ versetzte der Vater.

„Ich hab's!“ rief das kleine Mädchen rasch aus. „Es liegt so viel Laub und Streu darauf, da ist gewiß lange kein Fuchs in den Bau gegangen.“

„Richtig gesehen und richtig gedacht,“ sagte der Vater lobend. „Geht einmal etwas seitwärts.“

Bald meldete nun Heinrich, bald Elise durch lauten Ruf, daß sie zwischen den Tannen, die hier den Wald bildeten, noch mehr Eingänge zum Fuchsbau entdeckt hatten, und diese waren nicht so alt, denn sie waren weniger mit dürren Blättern und Gras bedeckt. Der Vater zeigte den Kindern einen größeren Erdhaufen.

„Dort ist gewiß ein Fuchs aufgestöbert worden,“ sagte er dabei, „doch muß es schon lange her sein, daß der Förster hier den schlauen Keineke aus seiner Festung ausgegraben hat.“

Und der Vater führte Heinrich und Elise weiter, bis sie Löcher fanden, die schräg in die Erde gingen.

„Sind diese Löcher wohl auch von einem verlassenen Bau?“ fragte er die Kinder.

„O nein,“ meinte Heinrich, nachdem er die Höhlen aufmerksam betrachtet hatte. „Der Boden ist so locker.“

„So ist es,“ bestätigte der Vater. „Beim Graben der Gänge hat der Fuchs die Erde mit den Füßen herausgebracht.“

„Und da, da sind frische Spuren im Schnee,“ rief Elise erregt, „nun werden wir den Fuchs sehen!“

„Vielleicht,“ sagte der Vater. „Wenn er daheim in seinem Schlosse ist, und wenn es uns gelingt, ihn herauszulocken. Sucht einmal einen ordentlichen Haufen Reisig zusammen.“

Die Kinder bückten sich fleißig und kamen bald mit Reisigbündeln beladen angestürmt. Der Vater hatte unterdessen die Eingangshöhlen zum Bau bis auf zwei mit Erde und Moos bedeckt.

„Warum stopfst du die Löcher so sorgfältig zu, Vater?“ fragten die Kinder.

„Das sollt ihr gleich erfahren,“ gab der Vater zur Antwort. „Die Gänge dieses Baues laufen ineinander. Vergesst das nicht und paßt gut auf.“

Damit steckte er den einen freien Gang mit Reisig voll und zündete dieses an. Vor den Eingang stellte er einen Stein, der gut deckte. Keine Flamme züngelte empor, wohl aber kam ein wenig feiner Rauch aus den Ritzen.

„Der Rauch soll keinen Ausweg finden, er soll durch alle Gänge ziehen,“ sagte Heinrich.

„Richtig,“ antwortete der Vater, „und aus dem letzten freien Gang, vor dem ihr die Spuren seht, wird der Fuchs herausfahren.“

„Kommt er bald?“ fragte Elise.

„So schnell geht das nicht,“ erwiderte der Vater. „Meister Keineke verläßt nur dann seine Wohnung, wenn ihm der Rauch gar zu unangenehm wird. Das dauert eine nette Weile. Wir können unterdessen das Butterbrot essen, das uns die Mutter eingepackt hat. Wenn ihr hübsch aufmerksam zuhören wollt, erzähle ich euch dabei etwas vom Fuchs.“

Die Kinder packten ihren Proviant aus und ließen sich munden, was die Mutter ihnen mitgegeben hatte. Erwartungsvoll sahen sie den Vater an.

„Der schlimme Vetter des Fuchses, Isegrim, der Wolf,“ begann der Vater, „hat früher auch unsere Wälder unruhig gemacht. Er ist schon längst ausgerottet. Der listige Keineke betreibt aber trotz aller Feinde noch immer sein Räuberhandwerk. Die Jäger stellen ihm seines Pelzes wegen nach, und weil er sich gelegentlich junge Hasen usw. wohl schmecken läßt, die Bauern, weil er ihnen gelegentlich das beste Geflügel, ein fettes Huhn, eine Gans oder Ente aus dem Stalle stiehlt. Aber er geht bei seinen Raubzügen so vorsichtig zu Werke, daß es nicht leicht ist, ihn zu fangen. Freilich nimmt der Fuchs auch mit Eidechsen, Mäusen und Würmern vorlieb, und als Mäusevertilger stiftet er ganz beträchtlichen Nutzen. Das sollten die Bauern nicht vergessen. — Könntet ihr doch einmal junge Füchschchen beim Spielen sehen! Es gibt keinen lustigeren und hübscheren Anblick. Im April bringt die Füchsin die Jungen zur Welt. Diese verlassen schon nach anderthalb bis zwei Monaten den elterlichen Bau, um sich Nahrung zu suchen. Wenn der Jäger erfahren will, ob sich Füchse im Bau aufhalten, schießt er seinen Dachshund in die Höhle. Zeigt der durch lautes Bellen den Fuchs an, so gräbt der Jäger mit Hacke und Spaten die Höhle auf, um im Frühjahr womöglich auch die

Jungen zu bekommen. Nicht immer tut der Jäger einen Fang. Besonders schwer ist es, Meister Meineses habhaft zu werden, wenn mehrere Baue nebeneinander liegen. Vor vielen Jahren habe ich einen Fuchs an der Kette gesehen. Man hatte ihn jung eingefangen. Er war sehr zahm und fraß mit Vorliebe Zucker. Doch seht, da dringt dicker Rauch aus dem Loche. Jetzt heißt es still sein!"

Plötzlich riefen Heinrich und Else: „Vater, der Fuchs, der Fuchs!"

„Habt ihr auch ordentlich gesehen?" fragte der Vater.

„Freilich, er hatte einen langen dicken Schwanz, ein rötliches Fell und spitze Ohren und sah ganz so aus, wie er im Lesebuch beschrieben steht."

„Nun wird sich der schlaue Bursch so lange im Walde aufhalten, bis wir fort sind," sagte der Vater. „Machen wir uns daher auf den Heimweg. Gewiß habt ihr schon kalte Füße. Die werden bald warm, wenn wir gut aus-schreiten. Wir müssen tüchtig marschieren, damit die Suppe nicht kalt wird, die uns die Mutter gekocht hat. Vorher wollen wir aber das Feuerloch am Bau wieder aufmachen, damit der Rauch abzieht und der arme Fuchs nicht eine gar zu unbehagliche Behausung findet, wenn er sich wieder heim wagt."

Unter fröhlichem Gesang und Geplauder trat die kleine Gesellschaft den Heimweg an. Die Kinder baten, der Vater möchte noch oft solche Ausflüge mit ihnen machen, und als dieser das versprach, war ihr Jubel groß.

Ein westfälischer Arbeiter.

o o o

Schwere Pflicht.

Frau Agnes näht; sink und gewandt Spielt Nadel und Faden in ihrer Hand. Durchs offene Fenster lacht Sonnenschein Und Fliederdüfte dringen herein Zu künden von Lenz und von Leben. — Da pocht's an die Thür mit kräftiger Hand Und herein tritt in rußigem Arbeitsgewand Ein fremder Mann mit ernstem Gesicht:

„Guten Tag, Frau Agnes! Erschreckt Euch nicht. Der Gang zu Euch ward mir sauer und schwer, Vom Krankenhaus führte mein Weg hierher. Dort liegt, von Fieber und Schmerzen gequält, Der Gatte, dem Ihr erst jüngst Euch vermählt." Der Fremde sprach es; nun schweiget er geführt. Die Kehle ist ihm wie zugeschnürt.

Entsetzt steht Frau Agnes und starrt ihn an:

„O redet doch, sprecht doch! Wo ist mein Mann? Was ist ihm begegnet? Was ist ihm geschehn? O laßt mich nicht länger verzweifelt stehn."

Da seufzt der Fremde und stöhnt und spricht:

„Euch dies zu künden ist schwere Pflicht.

Um Dampfhammer war er mein Kamerad,

Im besten Schaffen standen wir grad,

Fest hielten wir unsere Zangen gepackt;

Der Hammer schlug seinen kräftigsten Takt,

Da barst im Getriebe krachend ein Rohr,

Heißzischende Wolken fuhren hervor.

Der brühende Dampf traf ihn im Gesicht.

Der Arzt ist besorgt um sein Augenlicht."

Frau Agnes hört es; es bebt ihr das Herz.

Ihre Lippen zucken in stummem Schmerz.

Der Schrecken hat sie übermannt,

Nie hat sie im Leben solch Leid gekannt.

Der Fremde spricht noch ein tröstendes Wort,

Dann ruft ihn die Pflicht an den Arbeitsort. . .

Mit ihrem Schmerz ist Frau Agnes allein,

An dem Tischchen, umflutet von Sonnenschein.

Da sinkt sie nieder, bleich wie der Tod,

Und weint und schluchzt in qualender Not,

Und ringt in zitterndem Beben. — — —

Längst ist der Flieder im Hain verblüht;

Wald wird auch die Sonne des Lachens müd,

Ihre Strahlen zeichnen schon bleich und matt

Des Herbstes Farben auf Zweig und Blatt.

Frau Agnes schreitet den Pfad entlang;

Sie führt aus dem ersten Erholungsgang

Den jungen Gatten in sorgender Pflicht,

Nie schaut er wieder der Sonne Licht.

Von Schmerz und Kummer sein Antlitz zeugt,

Seine hohe Gestalt hat der Gram gebeugt.

Doch aus dem Weh, das sein Herz erfüllt,

Hebt sich wie ein Stern seines Weibes Bild.

In der Liebe des Weibes spürt er die Nacht,

Die ihn leitet, ihm hilft durch der Zukunft

Nacht. — —

Frau Agnes führt ihn den ersten Gang,

Sie wird ihn führen sein Leben lang.

Die Liebe lehrt' sie der Pflicht Gebot,

Für zwei heißt es ringen im Kampf ums Brot,

Für zwei heißt es schaffen und streben. a. w.

o o o

Die Korallen.

Von Karl Ewald.

(Fortsetzung
statt Schluß.)

Eines Tages trabbelte der Seestern vorüber und machte ganz verwundert Halt.

„Ist das doch ein merkwürdiger, blühender Baum!" sagte er.

„Ich bin kein Baum," rief die Koralle. „Ich bin eine Sternkoralle."

„Herrgott — du bist's? fragte der Seestern. „Du hast dich aber sehr verändert, das muß ich sagen. Ich hätte dich wirklich nicht wieder-erkannt.“

„Ich dich auch nicht,“ antwortete die Koralle. „Wir haben uns ja aber auch seit unserer Kinderzeit nicht wieder gesehen. Nun bin ich dabei, meine Insel zu bauen.“

„Denkst du immer noch an solche Dummheiten?“ fragte der Seestern lachend. „Ich meinte, du wärst mit den Jahren vernünftiger geworden. Übrigens siehst du ja, scheint mir, aus, als wärst du eine ganze Kompagnie.“

„Das bin ich auch,“ sagte die Koralle. „Ich habe Triebe und Zweige angefetzt . . . alle die Blüten, die du siehst, sind Korallen, die mit mir zusammen die Insel bauen.“

„Nein, so etwas!“ sagte der Seestern. „Da hast du also ein Aktienunternehmen gebildet. Das ist gewiß sehr vernünftig von dir; denn allein wärest du doch niemals recht weit gekommen. — Vertragt ihr euch übrigens gut?“

„Ausgezeichnet!“ antwortete die Koralle. „Ein schöneres Familienleben kann man sich gar nicht vorstellen. Wir gehen miteinander durch dick und dünn. Denk dir nur das eine: wenn eines von uns gut ist, dann profitieren auch alle anderen davon!“

„Na, das heißt aber denn doch die Kompaniewirtschaft zu weit treiben,“ meinte der Seestern. „Hätte ich einen Lederbissen gefunden, dann würde mir es gar nicht gefallen, wenn er in den Magen eines anderen wanderte.“

„Du verstehst mich nicht,“ sagte die Koralle. „Leb wohl!“ rief der Seestern. „Und viel Glück zum Inselbau!“

Die alte Koralle aber, die an der Wurzel des Baumes saß, flüsterte dem Triebe, der ihr am nächsten war, zu: „Du bist mein und ich bin dein, und wir lassen uns niemals trennen. Wir gehören zusammen und wollen ein und dasselbe . . . wir wollen die Insel bauen.“

Die Worte der alten Koralle gingen von Mund zu Mund, und bald gab es auf dem Baum kein einziges Tier, das sie nicht vernommen hätte.

Und während der Baum immer mehr Zweige ansetzte, bekamen die Triebe auch Junge, die ins Wasser hinausschwammen, ganz kleine, durchsichtige, runde Dinger mit feinen Härchen. Die genossen ihre Freiheit, solange sie Kinder waren; sie alle trugen aber den Gedanken an die Insel im Herzen, und sobald sie erwachsen waren, setzten sie sich neben der alten Koralle

fest, setzten Triebe an und wurden zu Bäumen wie diese.

Da sagte die alte Koralle eines Tags: „Nun kann ich nicht mehr.“ Rund um sie herum wuchs ein ganzer Wald von Sternkorallen. Ihre weißen Zweige kreuzten sich, und auf ihnen allen glänzten die niedrigsten Sternblumen. Sie setzten in einem fort neue Triebe an und schickten Millionen von kleinen Korallenkindern in die Welt hinaus. Und während sie ohne Unterlaß bauten und bauten, dachten sie immer an die Insel.

Die alte Koralle konnte mit berechtigtem Stolz auf ihr Werk blicken. „Vergeßt die Insel nicht!“ sagte sie. Dann starb sie. Das Wasser spülte ihre Leiche fort; dort aber, wo sie gefessen hatte, blieb am Korallenstamm eine sternförmige Spur zurück. — — — —

Nun vergingen viele, viele Jahre.

Das machte aber nichts. Das Meer rollte ohne Unterlaß seine Wogen, wie es sie immer gerollt hatte, und die Sonne schien, und der Sturm sang, und die Kronen des Tangwaldes bewegten sich im Wasser hin und her.

Die Tangbäume, zwischen denen das Korallenkind gespielt hatte, waren freilich schon seit langer Zeit entwurzelt und fortgespült worden; dafür waren aber an ihrer Stelle andere emporgewachsen. Die Schildkröten, die dort gegrast hatten, waren vor vielen Jahren gestorben, für sie waren aber neue Schildkröten gekommen. Die Auster war weg, der Seestern war weg und die bunten Fische waren weg, die damals zwischen den Bäumen geschwommen. Auch der gewaltige Walfisch, der all die vielen Quallen auf einmal verschluckt hatte, war nicht mehr da. Er hatte eine Harpune in den Nacken bekommen, war getötet und zu Tran verkocht worden.

Waren sie aber auch alle weg, so waren doch ihre Urenkelkinder da, und sie sahen genau so aus und betrugten sich genau so wie ihre Vorfahren, und es war daher eine Veränderung im Tangwald gar nicht zu bemerken.

Nur dort, wo das Korallenkind sich festgesetzt hatte, um seine Insel zu bauen, da sah es ganz anders aus. Da waren eine ungeheure Menge Korallenbäume entstanden, und es kamen immer mehr hinzu. Millionen kleiner Korallenkinder schwammen in die Welt hinaus und kamen wieder nach Hause und setzten sich neben ihren Eltern fest. Millionen von Tieren starben. An vielen der Korallenbäume war kein einziges lebendes Tier mehr, all die harten Ralfzweige aber waren da, wo sie gefessen hatten, voller sternförmiger Spuren. Und die Wogen

hatten die toten Bäume umgestürzt und sie in tausend Stücke zerschlagen und sie durcheinander und übereinander geworfen. Nach und nach entstand eine große, starke Kalkklippe, und die wuchs in einem fort. Denn die neuen Korallenfänger setzten sich immer auf den alten Bäumen fest und bauten fleißig weiter.

Eines schönen Tages waren sie bis dicht an die Oberfläche hinaufgekommen.

„Nun haben wir die Insel!“ riefen sie sich fröhlich zu. „Ach, wenn das unsere Ur-Ur-Ur-Ur-Ur-Großmutter erlebt hätte!“

Sie hatten sich aber etwas zu früh gefreut.

Als sie nämlich über das Wasser hinauswachsen wollten, da konnten sie nicht. Die kleinen Tiere konnten es nicht vertragen, daß die Sonne sie beschien, und sie konnten anfangen, was sie wollten, sie kamen nicht weiter.

„Da wollen wir euch helfen,“ sagten die Vögel.

Und da hoben sie ein paar große Korallenblöcke vom Meeresgrund herauf und warfen sie auf die anderen.

Nun lag die Insel da. Groß war sie ja nicht, aber schön weiß schimmerte sie in der Sonne, und rings um sie herum war nichts anderes zu sehen als Wasser, Wasser und nochmals Wasser. (Schluß folgt.)

o o o

Die Prinzessin, die immer das letzte Wort haben wollte.*

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, die sehr böse und bissig war und immer das letzte Wort behalten wollte. Deshalb ließ der König ausrufen, wer immer der Prinzessin das letzte Wort abgewinne, der solle sie zur Frau bekommen und das halbe Königreich dazu.

Natürlich gab es viele, die es versuchen wollten, das könnt ihr euch denken, denn es wird einem nicht jeden Tag eine Königstochter und ein halbes Königreich obendrein angeboten. Das Tor am Königsschloß stand denn auch keinen Augenblick still, von Osten und Westen, zu Pferde und zu Fuß kamen sie daher; aber keiner konnte die Prinzessin zum Schweigen

bringen. Schließlich ließ der König ausrufen, wer es von jetzt an versuche, ohne Erfolg zu haben, der werde mit einem heißen Brenneisen an beiden Ohren gebrandmarkt, — das Gerenne nach dem Schlosse für nichts und wieder nichts wolle er nicht mehr dulden.

Nun gab es auch noch drei Brüder, die von der Prinzessin gehört hatten; und da es ihnen daheim nicht allzu gut erging, wollten sie ausziehen und ihr Heil versuchen, ob sie vielleicht die Königstochter und das halbe Königreich obendrein gewinnen könnten. Sie waren sehr gute Freunde und vertrugen sich ausgezeichnet miteinander, deshalb gingen alle dreizusammen.

Als sie eine Strecke weit gegangen waren, fand der jüngste, der Nestegel, eine tote junge Krähe.

„Ich fand, ich fand . . .“ rief er.

„Was fandest du?“ fragten die Brüder.

„Eine tote junge Krähe,“ antwortete er.

„Pfui! Wirf sie weg! Was willst du denn damit?“ riefen die beiden Brüder, die immer meinten, sie seien am klügsten.

„Es ist eine Gabe, und weil ich sie habe, weiter sie trage!“ sagte der Nestegel.

Als sie noch eine Strecke gegangen waren, fand der Nestegel einen alten Weidenring. Er hob ihn auf und rief:

„Ich fand, ich fand . . .“

„Was fandest du jetzt?“ fragten die Brüder.

„Ich fand einen Weidenring!“ antwortete er.

„Dummes Zeug! Was tust du damit? Wirf ihn weg!“ riefen die beiden anderen.

„Es ist eine Gabe, und weil ich sie habe, weiter sie trage!“ sagte der Nestegel.

Nachdem er wieder eine Strecke gegangen war, fand er einen Scherben; den hob er auch auf.

„Brüder, Brüder, ich fand, ich fand . . .“ rief er.

„Si, was fandest du denn jetzt?“ fragten die Brüder.

„Einen Scherben!“

„Wie dumm! Das ist auch etwas zum Mitnehmen! Wirf ihn weg!“

„Nein, es ist eine Gabe, und weil ich sie habe, weiter sie trage!“ antwortete der Nestegel wieder.

Als sie noch ein Stück weiter gekommen waren, fand er ein gewundenes Bockshorn, und kurz nachher fand er auch das zweite dazu.

„Brüder, Brüder! Ich fand, ich fand . . .“ rief er.

„Und was hast du denn jetzt gefunden?“ fragten sie.

* Aus „Nordische Volks- und Hausmärchen“. Gesammelt von P. Chr. Asbjørnsen und Jörgen Moe. Ausgewählt und herausgegeben von Björn Björnson. Deutsch von Pauline Kläber. Erste Sammlung. Mit vielen Zeichnungen von Erik Werenskjöld. Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst. München 1909.

„Zwei Bockshörner!“ rief der Nestkegel.

„Pfui! Wirf sie weg! Was willst du damit?“

„O nein, es ist eine Gabe, und weil ich sie habe, weiter sie trage!“ sang der Nestkegel.

Wieder nach einer Weile fand er einen Keil.

„Hört, Brüder, ich fand, ich fand . . .“ rief er.

„Ei, du findest ja heute schrecklich viel! Was hast du denn jetzt wieder gefunden?“ fragten die beiden ältesten.

„Ich fand einen Keil,“ antwortete er.

„Ach, wirf ihn weg, was willst du damit?“ fragten die Brüder.

„Es ist eine Gabe, und weil ich sie habe, weiter sie trage,“ sagte der Nestkegel.

Als er dann über die Felder vor dem Königsschloß ging — es war erst vor kurzem gedüngt worden —, bückte er sich und hob einen alten zerrissenen Schuh auf.

„Brüder, Brüder, ich fand, ich fand . . .“ rief er wieder.

„Wollte Gott, du hättest ein wenig Verstand gefunden, bis wir am Ziele sind!“ sagten die anderen. „Was hast du denn jetzt wieder gefunden?“

„Eine abgerissene Schuhsohle,“ antwortete er.

„Pfui! Ist das auch etwas zum Aufheben? Gleich wirf es weg, was willst du denn damit?“

„Ach, es ist eine Gabe, und weil ich sie habe, weiter sie trage, dann gewinne ich die Prinzessin und das halbe Königreich,“ sagte der Nestkegel.

„Ja, du siehst danach aus,“ sagten die beiden anderen.

Nun gingen sie ins Königsschloß hinein, und zwar der Älteste zuerst.

„Guten Tag,“ sagte er.

„Guten Tag,“ sagte auch die Prinzessin und sah ihn zornig an.

„Es ist sehr heiß hier,“ sagte er.

„O, die glühenden Kohlen sind noch heißer,“ erwiderte die Prinzessin, denn da lag das Brenneisen bereit und wartete auf ihn. Als er es sah, wußte er nicht, was sagen, und da war er fertig.

Dem zweiten Bruder ging es nicht besser.

„Guten Tag,“ sagte er.

„Guten Tag,“ sagte auch sie und machte eine Grimasse.

„Es ist schrecklich heiß hier,“ sagte er.

„Die glühenden Kohlen sind noch heißer,“ erwiderte sie. Darauf verstummte auch er, und dann kam auch gleich das Eisen zum Vorschein. Jetzt kam der Nestkegel an die Reihe.

„Guten Tag,“ sagte er.

„Guten Tag,“ sagte auch sie und drehte und wendete sich.

„Wie angenehm warm ist es hier!“ sagte der Nestkegel.

„Die glühenden Kohlen sind noch wärmer,“ antwortete sie; die Ankunft des dritten hatte sie nicht freundlicher gestimmt.

„Dann könnte ich vielleicht hier meine Krähe braten?“ fragte er.

„Ich habe Angst, sie könnte zerplatzen,“ sagte die Königstochter.

„O, das hat keine Not! Ich lege den Weidenring herum,“ antwortete der Nestkegel.

„Er ist zu weit,“ sagte sie.

„Ich stecke einen Keil hinein,“ versetzte der Bursche und zog den Keil heraus.

„Das Bett läuft davon,“ sagte die Königstochter.

„Ich halte dies drunter,“ rief der Bursche und wies ihr den Scherben.

„Bist du aber verdreht!“ sagte die Prinzessin.

„Nein, ich bin nicht verdreht, aber dieses hier ist verdreht,“ antwortete der Bursche und zog eines von den gewundenen Bockshörnern heraus.

„Nein, so etwas ist mir doch noch nie vorgekommen!“ sagte sie.

„Da ist gleich noch so etwas!“ rief er und zog das zweite Horn heraus.

„Ich glaubte, du siehest ausgezogen, mir das letzte Wort abzugewinnen,“ sagte die Prinzessin.

„Nein, ich bin nicht ausgezogen, aber der hier ist ausgezogen,“ antwortete der Bursche und zog den alten Schuh heraus.

Da blieb der Prinzessin das Wort im Munde stecken.

„Jetzt bist du mein,“ sagte der Nestkegel. Und da bekam er sie und das halbe Königreich obendrein.

o o o

Sör zu!

Ich will dir was erzählen

Von der alten Mählen:

Wenn sie keine Kartoffeln hat,

Kann sie keine schälen.

Ich will dir was erzählen

Von der alten Frölen,

Von der alten Frölen von Rutsch,

Die wollt' fahren und hat kein' Kutsch'!

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Maria Jettin (Lundet), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.